

Landwirtschaft im Irak: Der Anfang vom Ende?



© Albaqer Jafeer

Stipendien-Aufenthalt 1. Oktober - 13. November 2021 Autonome Region Kurdistan Irak

Azadê Peşmen

Inhalt

1. Danksagung
2. Warum die Autonome Region Kurdistan?
 - 2.1 Die Autonome Region Kurdistan: der politische Kontext
3. Ankunft in Erbil
4. Corona
5. Gumrîk – der Umschlagplatz für Lebensmittel
6. Bauern auf dem Feld: Najat Mohammad Ahmad
7. Kareem Ali, Dekan der Fakultät für Agrartechnik
8. Hussein Kareem, Landwirtschaftsministerium
9. Sicherheitspolitik
10. Tara Abdullah: Kunst um der Umwelt willen
11. Exkurs
12. Fazit

1. Danksagung

Bevor dieser Bericht mit seinen inhaltlichen Ausführungen beginnt, möchte ich Ute Maria Kilian ganz herzlich dafür danken, dass sie an mich als Journalist*in und vor allem an mein Vorhaben geglaubt hat, auch wenn die Autonome Region Kurdistan (von Deutschland aus gesehen) nicht das ruhigste Fleckchen Erde ist.

Journalismus ist nie eine Einzelleistung, auch wenn das von außen in der Regel so aussieht, denn die meiste Arbeit geschieht nach wie vor hinter den Kulissen. Vor allem dann, wenn man in einer Region arbeitet, in der man kaum Kontakte und Netzwerke hat, nicht genau weiß, wie Institutionen aufgebaut sind und wer für was zuständig ist. Oder wenn man einfach in Deutschland sozialisiert wurde und diese Sozialisierung nunmal stärker ist, als man sich das manchmal selbst eingestehen möchte. Insofern gilt mein Dank all denen, die mich einfach so in Kreise und Familie(n) aufgenommen haben, als wäre es das normalste der Welt.

Danke an Lanah Haddad, die nicht nur die Tür zu ihrem Haus geöffnet hat, sondern auch geduldig all meine – meistens sehr naiven und von meinen eigenen Normen geprägten – Fragen geduldig ertragen und beantwortet hat, Haval Haddad für die unzähligen Lachkrämpfe, Schluwa Sama und Roza Kurdo für das offene Ohr, die langen Gespräche, die Hilfe und Tipps bei meiner Recherche und für meinen Alltag, Yazan Adnan für die unzähligen Hintergrundgespräche und die vielen vielen Erklärungen zu irakischer Geschichte, die dazu geführt haben, dass ich jetzt umso mehr bei der nächsten Irak-Reise Bagdad definitiv nicht auslassen möchte, Nabil Musa ohne den ich in Sulaymaniyah vermutlich niemanden kennengelernt hätte und Hama Qadri, ohne dessen Kontakte, ständiges nachhaken und Übersetzungshilfe ein Großteil meiner Recherche nicht möglich gewesen wäre.

2. Warum die Autonome Region Kurdistan?

Mein Masterstudium der Urbanistik an der Technischen Universität Berlin war recht eurozentristisch geprägt, mich haben aber schon immer in erster Linie Städte außerhalb

Europas und den USA interessiert, also habe ich versucht, mir das fehlende Wissen selbst anzueignen. Einige Herausforderungen der Stadtentwicklung, die sich außerhalb von Städten wie London, New York und Paris abspielen, kannte ich bereits aus meinen Aufenthalten in Buenos Aires (15 Millionen Einwohner*innen) und São Paulo (22 Millionen Einwohner*innen).

Ein Jahr bevor ich meine Masterarbeit schrieb, war ich das erste Mal privat in der Kurdischen Autonomieregion und ziemlich beeindruckt von der Stadt Erbil, die hier nebst den alten, traditionellen, meist in beige gehaltenen zweistöckigen Gebäuden aus dem Boden gestampft wird. Mir ist das auch deshalb aufgefallen, weil aus der Region so gut wie nichts an Information oder Berichterstattung nach Europa gelangt und im Jahr 2013 gab es auch kaum Tourismus. In Erbil sah ich dann überall ganze Viertel mit Apartments und Wolkenkratzern, die gerade erst fertig geworden oder noch eine Baustelle waren, viele davon bewacht und zu unerschwinglichen Kauf-oder Mietpreisen – zumindest für die lokale Bevölkerung. Ab dem Moment an stellten sich mir viele Fragen, weil ich die Komplexität und die Widersprüche dieser Region verstehen wollte. Und so war für mich klar, dass ich für meine Masterarbeit nochmal herkommen möchte.

Gesagt, getan: 2014, zwei Wochen nachdem der sogenannte Islamische Staat (IS) Mossul eingenommen hatte und kurz vor der Hauptstadt der Autonomieregion in Erbil stand, brach ich zu meinem Forschungsaufenthalt auf und befragte Investor*innen, Architekt*innen und Mitarbeiter*innen der Stadtverwaltung wie sie die Stadtentwicklung Erbils seit Abzug der US-Amerikaner*innen bewerten. Das sollte aber nicht der letzte Besuch gewesen sein. Da die Region Kurdistan und der Irak generell in der Auslandsberichterstattung unterrepräsentiert ist, war für mich klar, dass ich hier nochmal herreisen möchte.

Die Pandemie machte mir zumindest für das Jahr 2020 einen Strich durch die Rechnung, umso dankbarer bin ich, dass es doch noch geklappt hat. Am Ende dieser Reise werde ich verstehen, dass ich mit jedem dort verbrachten Tag noch weniger über die Region weiß als vorher.

2.1 Die Autonome Region Kurdistan: politischer Kontext

Der Irak ist sicherlich nicht das am häufigsten genannte Land, das die Stipendiat*innen sich für ihre Recherche wünschen und ja, das Auswärtige Amt rät von einer nicht

notwendigen Reise dorthin ab, aber die Sicherheitslage der Autonomen Region Kurdistan ist eine andere, die schiitischen Milizen, die im Süden des Landes für eine instabilere Lage sorgen, sind im Nordirak (in der Regel) nicht aktiv. Aber was bedeutet Autonome Region? Schon im Jahr 1970 wurde den Kurd*innen von der Zentralregierung in Bagdad die rechtliche Teilautonomie zugesichert, die sie aber zu dem Zeitpunkt nicht bekamen. Im Jahr 1991, nach der militärischen Niederlage Saddam Husseins, also kurz nach dem zweiten Golfkrieg, gab es einen Aufstand (Raperîn) im Nordirak, der von dem Diktator blutig niedergeschlagen wurde. Doch die Alliierten richteten eine sogenannte „No Fly Zone“, also eine Flugverbotszone über den Norden des Iraks ein, unter diesem Schutz war es für die Kurd*innen möglich, ihre Autonomie aufzubauen. Im Folgejahr fand die erste Parlamentswahl für das Regionalparlament statt, bei der die Patriotische Union Kurdistan (PUK) 51 Sitze, die Demokratische Partei Kurdistan (KDP) 49 Sitze erhielt.

Bis heute sind das auch die beiden größten Parteien, die sich die Region Kurdistan untereinander aufteilen und regieren. Der Taxifahrer, der mich von Sulaymaniyah nach Erbil zurückgefahren hat, erklärte mir *„Wir haben eigentlich zwei Regierungen.“* und meinte damit die zwei stärksten Parteien im Land. Und es stimmt, die beiden Parteien sind sehr unterschiedlich in ihrer Ausrichtung, ihrer Politik, vor allem in ihren Beziehungen zu den jeweiligen Nachbarländern Türkei und Iran.

Die Autonomie konnten sie weiter ausbauen, als die US-Invasion 2003 begann. Es war für die Kurd*innen im Irak die Gelegenheit den Sturz der Saddam Hussein Diktatur für sich zu nutzen, indem sie sich auf die Seite der US-Amerikaner*innen, auf die „Koalition der Willigen“ schlugen und so die Sonderrechte bekamen, die sie bis heute nutzen und weiter ausbauen konnten. Seit 2005 ist die Autonomie der Region Kurdistan mittels eines Sondergesetzes Teil der irakischen Verfassung, mit allen Rechten, die damit einhergehen. Soranî, also die Kurdische Sprache die auch in Teilen des Irans gesprochen wird, ist Amtssprache, in der Region um Dohuk herum spricht man Badini, Arabisch sprechen die meisten, wenn auch nicht alle. Die Währung in der Autonomen Region Kurdistan ist wie auch sonst im Irak der irakische Dinar, wobei es auch Orte gibt, an denen man mit US-Dollar bezahlen kann. Die Autonome Region Kurdistan hat ihre eigenen Streitkräfte, die Peshmerga und mittlerweile auch einen eigenen Geheimdienst. Die größte – nicht gerade unwichtige – Abhängigkeit zur Zentralregierung ist finanzieller Natur: der Staatshaushalt und somit auch die Gehälter derjenigen, die im Staatsdienst beschäftigt sind, kommt nach

wie vor aus Bagdad.

Nach 2005 begann ein wirtschaftlicher Boom in der Region, viele ausländische Investor*innen kamen in das Land, da es im Vergleich zum Rest des Landes sicherer war. Der Autonomen Region Kurdistan war es sehr daran gelegen, die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu schaffen, sodass es für Investor*innen attraktiv wurde, in die Region zu investieren. Aber es kam nicht nur ausländisches Kapital, viele Kurd*innen aus der Diaspora, die während des Golfkrieges nach Europa geflohen waren, sind in dieser Zeit in die Autonome Region Kurdistan zurückgekehrt. Man geht von ca. 50.000 „Rückkehrer*innen“ aus. 2010 wurde die Deutsche Schule Erbil gegründet, das Goethe Institut Irak hat in Erbil seinen Sitz.

Ökonomisch gesehen weist der Bereich Landwirtschaft heute einen eher kleinen Anteil im Bruttosozialprodukt des Irak auf und wurde längst abgelöst von dem wichtigsten Exportgut: Öl. Große Tanker, die das schwarze Gold von A nach B transportieren, gehören zum Straßenbild im Irak, sobald man sich am Stadtrand befindet. Wirtschaftlich gesehen spielt es also mit Abstand die wichtigste Rolle. Großbritannien – als ehemalige Kolonialmacht im Irak – baute in den 1920er-Jahren den Ölsektor auf und kapitalisierte ihn. Mit der Gründung der „Iraq Petroleum Company“ konnten die Briten so ihre Monopolstellung festigen, erst in den 1970ern wurde der Ölsektor verstaatlicht. Heute machen die Öl-Geschäfte laut Weltbank 99 Prozent der irakischen Exporterlöse aus und 85 Prozent der Regierungseinnahmen.

3. Ankunft in Erbil

Meine Recherche startet in Erbil, dort komme ich von Berlin aus mit Zwischenstopp in Wien an. Die ersten Tage nutze ich um anzukommen, Geld zu wechseln, eine SIM-Karte und das dazugehörige Datenvolumen zu kaufen und mich zu akklimatisieren. Im wahrsten Sinne des Wortes, denn ich muss mich tatsächlich an die Klimaanlage gewöhnen, die überall im Einsatz sind – im Oktober ist es in Erbil um die 30 Grad heiß. Ich mache mir einen Reise- und Rechercheplan, den ich im Laufe der Wochen mehrmals über den Haufen werfen werde und treffe mich zum ersten Mal mit meinem Fixer und Übersetzer Hama Qadri, der all die Kontakte sowohl zu Institutionen, als auch Bäuer*innen hat und

mich zu den Interviews begleitet. In Erbil wohne ich in Ankawa, in dem so genannten christlichen Viertel, in dem auch viele Ausländer*innen wohnen. Der Großteil der Bewohner*innen sind Assyrer*innen, seit 2014 leben hier vor allem viele Binnenvertriebene und Christ*innen aus anderen Teilen des Iraks, da die Autonome Region Kurdistan vergleichsweise sicher ist, zumindest im Vergleich zum Rest des Landes und der „umstrittenen Gebiete“, also der Landesteile die weder klar dem Irak noch der Autonomen Region unterstehen.

An meinem zweiten Abend treffe ich eine Reisegruppe Religions- und Archäologie Interessierter aus Deutschland, von denen viele auch Deutschlandfunk-Stammhörer*innen sind. Dass ich ausgerechnet im Irak diese Art von Austausch haben werde, habe ich nicht erwartet. Die Gruppe war ziemlich interessiert an meiner Arbeit beim Deutschlandfunk, aber auch an meiner Recherche in der Region Kurdistan. Da es sehr viele Teilnehmende waren, musste ich dieselben Fragen mehrmals beantworten, vieles konnte ich aber auch gar nicht beantworten, zumal ich zu dem Zeitpunkt selbst fast genauso lang im Land war wie sie.

Was mich sehr erstaunt hat, dass fast alle als erstes danach gefragt haben, wie ich mich „als Frau“ im Irak fühle. Ich habe mich in der Region Kurdistan sehr wohl gefühlt und weder privat noch während meiner Arbeit das Gefühl gehabt, dass ich nicht ernst genommen oder sonst wie diskriminiert werde. Auch nicht bei meinen Reisen zwischen den Städten. Im Gegenteil: ich hatte eher den Eindruck, dass mir persönlich und meiner Arbeit ein größerer Respekt entgegen gebracht wird, als es in Deutschland der Fall ist. Um beim Thema Geschlechterbilder zu bleiben habe ich davon abgesehen abseits der Interviews auch gemerkt, dass Freund*innenschaften zwischen Männern und Frauen viel geläufiger sind und Männlichkeiten in der Autonomen Region Kurdistan ganz anders gelebt werden, als in Deutschland. Dennoch gibt es im Irak und in der Region Kurdistan Sexismus und, wie woanders auch, Femizide. In Deutschland wird zum Beispiel jeden dritten Tag eine Frau umgebracht¹²³.

1 ZDFinfo Doku, *Frauenmorde – An jedem dritten Tag ein Femizid*, Dokumentarfilm, veröffentlicht am 22.11.2021. Abrufbar unter <https://www.zdf.de/dokumentation/zdfinfo-doku/frauenmorde-an-jedem-dritten-tag-ein-femizid-100.html>.

2 Backes, Laura / Bettoni, Margherita „Vorwort“, in: *Alle drei Tage. Warum Männer Frauen töten und was wir dagegen tun müssen*, Deutsche Verlags-Anstalt ; Spiegel Buchverlag: München, Hamburg 2021.

3 Bundeskriminalamt, *Partnerschaftsgewalt – Kriminalstatistische Auswertung – Berichtsjahr 2020*, Bericht, veröffentlicht am 23.11.2021, S.6. Abrufbar unter https://www.bka.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/JahresberichteUndLagebilder/Partnerschaftsgewalt/Partnerschaftsgewalt_2020.html;jsessionid=861464C42E3AE4479D173AFF884F8674.live612?nn=63476.

4. Corona

Da die Pandemie mittlerweile zum Alltag gehört, hat sie auch maßgeblich diese Reise beeinflusst. Natürlich in erster Linie die Tatsache, dass sie 2020 nicht stattfinden konnte, aber auch der Fakt, dass ich mir 2021 Gedanken machen musste, unter welchen Bedingungen ich in den Irak reisen kann. Nach der zweiten Impfung im Juni hat es sich für mich sicher(er) und machbar angefühlt, diese Reise zu planen und sie auch anzutreten. Die pandemische Lage im Irak unterscheidet sich sehr von der in Deutschland.

Im Irak gab es sowohl kurz vor meiner Ausreise als auch während meines Aufenthaltes zwischen 500 und 1.000 Neuinfektionen täglich und der Irak galt fast die gesamte Zeit über als Hochrisikogebiet, wobei ich mir bei den genannten Daten auch nicht sicher bin, inwiefern sie verlässlich sind. Mit einer zweifachen Impfung ist eine Einreise in den Irak möglich, während des Fluges ist eine FFP2-Maske zu tragen und bei der Ankunft das Impfzertifikat vorzuzeigen.

Im Land selbst allerdings hatte ich sechs Wochen lang praktisch Urlaub von der Pandemie. Bevor ich das erste Mal in den Supermarkt gegangen bin, habe ich Haval gefragt, ob ich dafür eine Maske bräuchte, er hat mir dazu geraten es nicht zu tun, weil sonst die Menschen denken würden, ich wäre infiziert. Tatsächlich haben die Menschen OP-Masken nur an Orten getragen, an denen viele Menschen auf engem Raum waren, also zum Beispiel auf dem Basar, vor der Zitadelle in Erbil. Aber auch da würde ich sagen, war es ungefähr die Hälfte derjenigen, die eine Maske getragen haben. Darüber hinaus habe ich vor allem dann eine Maske getragen, wenn ich in den Ministerien Interviews geführt habe oder auch in der Salaheddin Universität in Erbil.

Grundsätzlich ist es so, dass es überall in offiziellen Institutionen das Gebot gibt, eine Maske zu tragen, auf Taxifahrten, vor allem denen zwischen den Städten war es auch nötig bzw. der Standard. Schüler*innen haben in der Regel auch die OP-Masken getragen. Das Gefühl, dass die Pandemie dort eine weniger große Rolle spielte, hängt sicherlich auch damit zusammen, dass sowohl Kurd*innen als auch Iraker*innen mit anderen Problemen zu kämpfen haben und es zwar einen Lockdown zu Beginn der Pandemie gab, aber das Land es sich wirtschaftlich nicht leisten kann, permanent alles dicht zu machen.

Es gibt aber auch weniger Ansteckungsmöglichkeiten (im Vergleich zu Deutschland), es

gibt keine vollen U-Bahnen und das kulturelle und soziale Leben findet eher draußen unter freiem Himmel statt.

Generell berichten kurdische Medien kaum über Corona, höchstens am Rande über Impfungen oder wenn es in einer bestimmten Region vermehrt zu Infektionen kommt. Das hat sich sofort in meiner Twitter-Timeline gezeigt: Das Thema Corona hat keine Rolle mehr gespielt, in aktuellen Nachrichten ging es in der Regel um die Parlamentswahl, Angriffe auf die Green Zone in Bagdad oder um die Auswirkungen des Klimawandels im Land.

5. Gumrîk- der Umschlagplatz für Lebensmittel

Die erste Station der Recherche ist ein voller Umschlagplatz, auf dem Bäuer*innen ihre Produkte in Säcken und Plastiktüten verkaufen, der Gumrîk. Hama holt mich in Ankawa ab und wir fahren ungefähr eine halbe Stunde bis wir an einer großen Straße ankommen. Die Gegend sieht aus wie ein Industriegebiet.

Kurz bevor wir in die Menge rein gehen gibt mir Hama noch den Tipp nicht Kurdisch zu sprechen, das würde es einfacher machen. Ich meine in dem Moment zu verstehen, warum er mir den Hinweis auf den Weg gibt: Ausländische Journalist*innen haben es zumindest in diesem Fall einfacher, an Antworten heranzukommen, ihnen wird keine Nähe, keine Mitgliedschaft zu einer politischen Partei und dementsprechend auch kein politisches Interesse unterstellt.

Auf dem Gumrîk ist es sehr voll und eng, ständig fahren Pick-Ups in Schrittgeschwindigkeit umher, vollbeladen mit ihren Produkten. Als eine Person, die als Frau gelesen wird, mit einer FFP2 Maske (Hama und ich sind die einzigen, die eine Maske tragen) und Tattoos (eines von zweien habe ich abgedeckt, das andere ist allerdings sichtbar), falle ich sofort auf. Als klar wird, dass ich für das Radio arbeite, mit meinen Kopfhörern und einem Mikrofon in der Hand neben den mit Lebensmitteln beladenen weißen Pick-Ups stehe, bin ich umgeben von einer Menschentraube, die alle sehr interessiert das Geschehen beobachten. In Windeseile haben einige ihr Handy gezückt und filmen mich, wie ich die Interviews führe.

Man entscheidet sich in der Regel bewusst für das Medium Audio, in meinem Fall, weil ich eher kamerascheu bin, mit einigen wenigen Ausnahmen, wenn ich mich mal aus meiner

Komfortzone traue. Die Situation, plötzlich selbst so sehr im Mittelpunkt zu stehen ist ungewohnt, aber verständlich, wenn man bedenkt, dass Bäuer*innen nicht alle Tage befragt werden und schon gar nicht von Journalist*innen aus Deutschland. Nachdem mir einige der Befragten später schildern, wie es um ihre gesellschaftliche Stellung steht, ergibt das Verhalten dann umso mehr Sinn.

Generell bekomme ich während dieser Reise immer wieder den Eindruck, dass viele enttäuscht sind von der Politik, dass sie keine Hoffnung in eine Zukunft dieser Region haben, kurz gesagt: sie sind resigniert und möchten deshalb auch nicht mit Medienvertreter*innen sprechen. Das gilt natürlich nicht für alle, begegnet einem aber immer wieder. Davon abgesehen muss ich bei diesem Termin – wie bei allen darauf folgenden Terminen – mehrfach betonen und erklären, dass ich keiner politischen Partei angehöre und das auch der Deutschlandfunk kein politisches Sprachrohr einer bestimmten Partei in Deutschland angehört. Je „politischer“ das Thema ist, desto zurückhaltender die Menschen und desto schwieriger ist es auch Interviewpartner*innen zu finden.

Aber nach der ersten Person, die wir interviewen, wird es dann einfacher, Menschen zu finden, die mit einem sprechen: Samad Assad steht vor seinem weißen Pick-up voll mit in durchsichtigen Plastiktüten verpackten Tomaten. Und Tomaten sind in dieser Region nicht nur Tomaten, sondern direkt ein Politikum: Anfang September letzten Jahres protestierten – wie schon 2020 – Bäuer*innen gegen die billig importierten Tomaten aus der Türkei. Aufgrund der billigen Importe können kurdische Bäuer*innen ihre Produkte nicht loswerden, das Problem besteht schon seit vielen Jahren. Es gibt auch andere Produkte, die aus der Türkei exportiert werden und den Markt fluten, aber die Tomaten sind die Gemüsesorte, die auch aufgrund der öffentlichen Proteste der Landwirte ein Symbol für die billigen Importe ist. Samad Assad hat auch direkt Lösungsvorschläge, wie der finanzielle Verlust, den er macht, vermieden werden kann:

„Ich habe nur einen Wunsch: Dass sie für drei Monate die Importe aus dem Iran und der Türkei stoppen, damit wir unsere Produkte verkaufen können. Nur drei Monate, die restlichen neun Monate können sie meinetwegen die Produkte einführen, aber nicht während unserer Erntezeit.“

Am stärksten macht sich der Verlust natürlich in der Erntezeit bemerkbar. Fast alle Bäuer*innen, mit denen ich an diesem Tag spreche, schlagen als Lösung vor die Produkte

während der Erntezeit nicht ins Land zu lassen, denn die wirtschaftlichen Verluste sind so groß, dass sie bei einigen dazu führen, dass sich die Landwirtschaft finanziell nicht mehr lohnt, betont Samad Assad. Er sei dankbar für seine Arbeit, es sei nichts unanständiges, aber wenn das mit den Importen aus der Türkei und dem Iran so weitergehe, dann müsse er damit aufhören und er wisse auch nicht, was für einer Arbeit er dann nachgehen könne. Er hätte im Jahr 2021 einhundert Hektar mit Pfeffer und Wassermelonen angebaut und einen täglichen Ertrag von 50 Tonnen erwirtschaftet, aber dabei 30 Millionen irakische Dinar verloren.

Damit ist er nicht der einzige, viele berichten von ähnlichen Problemen, auch wenn sie andere Produkte anbauen. Die wirtschaftlichen Verluste ergeben sich vor allem daraus, dass es neben den billigeren Importen einen anderen bestimmenden Faktor gibt:

„Das nächste Problem ist das Saatgut, das ist auch zu teuer, wenn ich ein kleines Paket kaufe, kostet das 60 US-Dollar. Allein dieses Jahr habe ich fast 5.000 US-Dollar für Saatgut ausgegeben. Das Saatgut, das wir kaufen, kann man nicht noch mal verwenden, es kommt aus Großbritannien, den USA und Deutschland“, erzählt er. *„Bevor diese Unternehmen kamen, nutzten wir irakisches Saatgut. Das bekamen wir von der irakischen Regierung, die waren sehr gut, weil wir sie wiederverwenden konnten, aber mittlerweile gibt es das nicht mehr, also sind wir darauf angewiesen, neues Saatgut zu kaufen.“*

Ein weiterer Bauer, den Hama anspricht, erklärt, dass es nichts bringe darüber zu sprechen, der Vorredner, also Samad Assad, hätte schon alles gesagt. Es finden sich aber dann doch ein paar weitere Bäuer*innen, die sich bereit erklären, mit uns zu sprechen.

Die Interviews mit anderen Landwirt*innen, die ich an diesem Tag auf dem Umschlagplatz führe, ähneln sich inhaltlich alle.

Fakhir Aziz Muhammad ist seit 20 Jahren Landwirt, baut Wassermelonen und Auberginen an. Auch er kritisiert die billigen Importe und die hohen Ausgaben die er hat. Er beschwert sich darüber, dass das Ministerium für Landwirtschaft nicht einmal eine Tonne Dünger bezahlt. Der einzige Vorteil den er sieht, ist dass sich Auberginen lange halten und er hofft, dass er sie zu einem anderen Zeitpunkt verkaufen kann. In diesem Jahr aber, so stellt er fest, hätte er mit der Ernte nichts verdient. Der Bauer wünscht sich konkrete Maßnahmen und fordert, dass die Regierung kurdische Produkte exportieren sollte, statt welche von außerhalb reinzubringen. Auf meine Frage hin, ob er für sich einen anderen Beruf in Erwägung ziehen würde, antwortet er, dass Menschen wie er über keinerlei

Bildung verfügen und er nicht einfach in einem Unternehmen arbeiten könne. Die einzige Möglichkeit sei es als Tagelöhner oder Fahrer zu arbeiten.

Das machen im übrigen auch viele Menschen und gehen im Zweifel – wenn es an dem jeweiligen Tag keine Arbeit gibt – mit leeren Taschen wieder nach Hause.

Aber es gibt noch einen weiteren Faktor, der es für ihn unmöglich macht, seinen Beruf zu wechseln: Als Bauer lebt er auf dem Land, für einen neuen Job müsste er in die Stadt ziehen – das sei für ihn keine Option.

Fakhir Aziz Muhammad hätte darüber nachgedacht, aber es sei sehr schwierig, denn das Leben in der Stadt und das Leben auf dem Dorf sei sehr unterschiedlich. Auf dem Dorf könne er sogar in einem kleinen Zelt leben, aber in Erbil müsste er ein Haus mieten.

Die Mietpreise in Erbil steigen tatsächlich vor allem seit 2014, seitdem viele aus dem Süden des Iraks in den verhältnismäßig sichereren Norden gezogen sind. Wenn man durch Erbil fährt, sieht man auch sehr sehr viele Baustellen, allerdings sind das Apartment-Hochhäuser in einem Preissegment, das definitiv nicht für das ohnehin schon geringe Einkommen von Landwirten gedacht ist.

Muhammad Rasul, mit dem ich mich auch unterhalte, fügt noch hinzu, dass Bäuer*innen in der Gesellschaft kein gutes Ansehen genießen, sei seien ganz unten in der Gesellschaft und deshalb bekämen sie bei ihren Problemen auch kein Gehör. Auch er könne sich nicht vorstellen, in einem anderen Beruf zu arbeiten und selbst wenn er sich das vorstellen könne, wäre das aus seiner Sicht keine Garantie dafür, dass er auch tatsächlich in einer anderen Branche einen Job finden könne. An dieser Stelle beginnt er von seinen Kindern zu erzählen, die studiert hätten und trotzdem keinen Job bekämen, sie würden ihm auf dem Feld helfen. Die Arbeitslosigkeit ist ein reales Problem in der Region Kurdistan, viele Jugendliche, gerade in der ländlichen Region, entschließen sich dazu, in den größeren Städten zu studieren, weil sie sich dadurch einen sozialen Aufstieg und generell bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhoffen. Für viele, wenn auch nicht für alle, bleibt diese Hoffnung allerdings unerfüllt, was auch mit ein Katalysator für die landesweiten Studierendenproteste war, die kurz nach meiner Ankunft in Deutschland losgingen, die ich dementsprechend aus der Ferne beobachten konnte und leider kaum Erwähnung in der internationalen Berichterstattung fanden.

Was man an dieser Stelle erwähnen sollte, ist der wirtschaftliche Rahmen: Unter Saddam Hussein hat die irakische Regierung – damals gab es natürlich noch keine Autonome

Region Kurdistan – viele Produktionsmittel zur Verfügung gestellt, dementsprechend mussten die Bäuer*innen das nicht selbst finanzieren. Das Saatgut wurde – statt es jährlich neu zu kaufen wie es jetzt meistens der Fall ist – aufbewahrt und wiederverwendet. In Abu Ghraib gab es eine zentrale Saatgutbank, die aber im Jahr 2003, während des letzten Irak-Kriegs zerstört wurde.

Die Anbauflächen der Bäuer*innen hier auf dem Markt liegen in der seit Jahrtausenden fruchtbaren Region Mesopotamien – zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris. Bis zum Irakkrieg 2003 – und dem Einmarsch der US-geführten Militärallianz – wurde vor allem Weizen mit traditionellen Methoden angebaut. „Kornkammer der Welt“ nannte man die Region in den 1930er Jahren. Das Saatgut wurde – statt es jährlich neu zu kaufen – wie es jetzt meistens der Fall ist, aufbewahrt und wiederverwendet. Mit der Besetzung der USA hat sich für die Landwirt*innen einiges geändert. Paul Bremer, der von George Bush eingesetzte Zivilverwalter für den Irak hat die sogenannten „100 orders“ festgelegt, die weitreichende wirtschaftliche Konsequenzen nach sich zogen. Ziel war es, den Irak von der Planwirtschaft hin zu einer Marktwirtschaft zu entwickeln. Nummer 81 dieser 100 Beschlüsse hat vorgesehen, dass Landwirte ihr Saatgut nicht wiederverwenden dürfen. Eine wirtschaftliche Verbesserung für die Landwirtschaft im Irak hat sich so aber nicht ergeben. Nun kaufen die Iraker ihr Saatgut von westlichen Firmen und sind darauf angewiesen.

Ob diese „traditionelle“ Methode besser ist, als das Saatgut jährlich neu zu kaufen, darüber gibt es keine Daten und auf dem Gumrîk unterschiedliche Meinungen dazu. Hatam Muhammad zum Beispiel, der nur Kartoffeln anbaut, nutzt die traditionelle Methode und verwendet das Saatgut wieder, statt es jedes Jahr neu zu kaufen. Er sagt, man müsse Erfahrung mit dieser Methode haben, aber würde 15-20 Prozent höhere Erträge haben. Das Saatgut, das für Kartoffeln vorgesehen sei, komme aus den Niederlanden und sei nicht nur teuer, sondern auch nicht für jeden Boden geeignet, erklärt er. Außerdem könne man es nicht noch einmal verwenden, deshalb würden einige Bäuer*innen auf die traditionelle Methode zurückgreifen, auch wenn es einige Landwirte „altmodisch“ fänden, so wie Fakhir Aziz Muhammad, der sein Saatgut für seine Zucchini jährlich wiederverwendet. Fest steht aber, dass es in jedem Fall die Kosten für die Landwirte senkt, das Saatgut nicht jedes Jahr neu kaufen zu müssen. Das Thema der traditionellen Landwirtschaft und der unterschiedlichen Methoden interessiert mich sehr und so bemerke

ich relativ zu Beginn meiner Reise etwas, dass mir in den sechs Wochen häufiger passieren wird: Man kann nicht alles abdecken, was zum Thema gehört und sechs Wochen sind endlich. So verpasse ich aus zeitlichen Gründen ein Projekt, bei dem ich gern dabei wäre, das aber wenige Tage nach meinem geplanten Abflug stattfindet und von Schluwa Sama und Shenah Abdullah initiiert wurde: Einen westasiatischen Austausch von Bäuer*innen, Aktivist*innen und Gärtner*innen, die sich zu den traditionellen Anbaumethoden austauschen und ihre Erfahrungen teilen und sich gegenseitig – jeweils im Libanon und dem Irak treffen. Die Gruppen die an dem Treffen beteiligt sind, arbeiten im Bereich der Ernährungssouveränität und Lebensmittelproduktion und möchten ein breiteres Netzwerk aufbauen, sodass sie sich regelmäßig über Anbaumethoden austauschen können. Der Besuch im Libanon soll dazu dienen, von dem Kollektiv „Buzurna Juzurna“ zu lernen, wie man Saatgut am besten lagert und so wiederverwenden kann – eine Praxis, die im Irak verloren gegangen ist oder zumindest heutzutage weniger üblich ist.

Im Irak treffen sich die Gruppen unter anderem in Bazyan, außerhalb von Sulaymaniya, wo es tausende von Gewächshäusern gibt, in denen Gemüse gepflanzt wird, aber auch mit Aktivist*innen und Landwirte der älteren Generation.

Nach den Interviews fragt Hama, ob ich genug Material habe und zufrieden bin. Genug Material habe ich definitiv zusammen, aber inhaltlich hat es sich häufig wiederholt, insofern freue ich mich, dass wir auch Landwirt*innen auf ihren Feldern besuchen, die vielleicht noch andere Sichtweisen auf das Thema einbringen.

6. Bauern auf dem Feld: Najat Mohammad Ahmad

Es dauert ein paar Tage und der Termin mit Najat Mohammad Ahmad steht. Er wohnt außerhalb von Erbil, sein Salatfeld liegt an einer großen Straße, von der wiederum ein kleiner Kiesweg zu seinem Feld führt. Wir müssen durch das Loch eines Zaunes klettern, als wir ankommen, die braune Erde ist trocken, geregnet hat es schon lange nicht mehr. Das Feld ist durchzogen von vielen schwarzen Schläuchen, die alle zu einer Bewässerungsanlage führen. Als wir ankommen ist er gerade dabei sein Feld zu bewässern. Am Rande des Feldes steht ein großer roter Traktor, auf dem seine schüchterne Tochter Lana herumturnt. Auf meine Frage hin, vor welchen

Herausforderungen er als Landwirt steht lacht er und sagt direkt: „*Von der Landwirtschaft zu leben ist wie ein Glücksspiel*“. Man wisse nie was dabei herauskäme, ob er seine Produkte verkaufen könne. Auch das ist mit ein Grund, weshalb er nicht nur von der Landwirtschaft lebt, sondern auch als Polizist arbeitet. Gängig ist diese Kombination sicherlich nicht, aber das Menschen nicht nur von der Landwirtschaft leben können und sich aus dieser Not heraus noch eine weitere Beschäftigung suchen müssen, ist nicht ungewöhnlich.

„*Wenn mir die Regierung garantieren könnte, dass sie mir meinen Salat abkauft, dann müsste ich nicht noch einem zweiten Job nachgehen*“, erklärt er.

Seine Schwierigkeiten, die er beschreibt, decken sich so ziemlich mit den Interviews, die ich einige Tage vorher geführt habe. Auch er muss sehr viel Geld für Dünger ausgeben, insgesamt zwei Millionen irakische Dinar, vor wenigen Jahren hätte das noch 500.000 irakische Dinar gekostet. Manchmal schaffe er es, seine Produkte in den Süden Iraks zu importieren, aber das würde eher unregelmäßig sein, erzählt der Landwirt. Wie viele andere Bäuer*innen schlägt auch er vor, die Einfuhren während der Erntezeit zu stoppen, sodass sowohl türkische als auch irakische Lebensmittel es nicht auf den irakischen Markt schaffen.

„*Ich habe noch nie versucht, selbst meine Produkte zu exportieren. Es gibt hier keine Unternehmen, mit denen wir Verträge machen könnten, die dann unsere Produkte in andere Länder verkaufen. Ich versuche einfach, meine Produkte zum Gumarik zu schicken. Das ist der tägliche Markt. Wenn ich dort etwas verkaufe, dann verdiene ich Geld, aber wenn nicht, dann muss ich das wegschmeißen.*“ betont er.

Neben den Produktionsmitteln, die für die meisten Landwirte sehr teuer sind, ist eines der meist genannten Hindernisse, die in der Recherche aufkommen die Klimakrise.

In der Region Kurdistan äußert sich das in erster Linie so, dass es immer weniger regnet, Trocken- und Dürreperioden immer häufiger werden. Najat Mohammad Ahmad wohnt schon seit vielen Jahren auf seinem Bauernhof. Er und seine Familie nutzten über viele Jahre einen eigenen Brunnen, mittlerweile gäbe es aber kein Wasser mehr. Er sieht die Verantwortung bei der Regierung:

„*Es gibt keinerlei Strategien oder Planung, jeder, der Landwirtschaft betreiben möchte kann einfach graben und einen Brunnen bauen, wenn das so weitergeht, dann muss ich umziehen.*“

Gleichzeitig fordert er, mehr Staudämme zu bauen, damit es wieder mehr Grundwasser gäbe. Wenn es so weiter gehe, könne man in Zukunft nur noch in der Landwirtschaft arbeiten, wenn man in der Nähe eines Flusses wohne.

7. Kareem Ali, Dekan der Fakultät für Agrartechnik

Wenn man Kareem Ali, den Dekan der Fakultät für Agrartechnik fragt, vor welchen Herausforderungen die Landwirtschaft im Irak steht, dann beginnt das Gespräch damit, womit der Bauer Najat Muhammad Ahmad aufgehört hat: Das Wasserproblem, die daraus resultierende Dürre und der Mangel eines funktionierenden Bewässerungssystems, das all das ausgleicht. Dazu kommen die steigenden Temperaturen, die in den letzten Jahren gemessen wurden: *„50 oder 55 Grad Celsius im Sommer – das gab es vor einigen Jahren noch nicht.“*, erklärt Kareem Ali.

Die Voraussetzungen um Landwirtschaft zu betreiben seien eigentlich sehr gut:

„Der Irak – und wenn wir uns auf die Region Kurdistan konzentrieren, dann ist das der Ursprung der Landwirtschaft und Zivilisation in der Welt–, das ist für alle Menschen wichtig, die hier leben. Wenn wir historisch weit zurückgehen, dann sehen wir, dass wir schon immer Getreide, zum Beispiel Weizen oder Gerste produziert haben oder Sesam. Die Kurdistan-Region ist – wenn man das so nennen will – ein multi-ökologischer Ort, wir haben zum Beispiel sowohl kalte Orte als auch warme Orte.“

Als ich ihn danach frage, ob sich die Region Kurdistan theoretisch komplett selbst versorgen könnte, sodass keinerlei Lebensmittel-Importe nötig wären, die Abhängigkeit von der Türkei und/oder dem Iran nicht mehr nötig ist, antwortet er sehr schnell mit „ja“. Als ich dann aber weiterfrage, warum das nicht umgesetzt wird, betont er, dass er Wissenschaftler sei, kein Politiker und dass das eine politische Frage sei.

Ein Thema, zudem er Stellung bezieht, ist das der Anbaumethode. Er hat eine ziemlich klare Meinung bezüglich der traditionellen Anbaumethoden, dem wiederverwenden des Saatgutes. Anders als einige Bäuer*innen sagt er, dass es Nachteile gäbe.

Die Ernte werde weniger. Im ersten Jahr werde die Ernte noch hoch sein, aber im zweiten, dritten und vierten Jahr werde sie sinken, deshalb sei man von dem Saatgut aus anderen Ländern abhängig. Was aber relativ unumstritten ist, ist die Tatsache, dass nach der Zerstörung der zentralen Saatgutbank in Abu Ghraib die Vielfalt der Weizenarten

zurückgegangen ist:

„Daran arbeitet aktuell auch der Landwirtschaftsminister, dass es mehr unterschiedliche Weizenarten gibt. Das Problem ist, dass es von dem irakischen Saatgut-Gremium abhängt, neue Sorten zu benennen. Derzeit gibt es nur drei unterschiedliche Sorten, die das irakische Komitee für Saatgut genehmigt hat.“

Ich spreche mit Kareem Ali auch über die Aussagen der Landwirt*innen, mit denen ich gesprochen habe, dass viele ihre Produkte nicht verkauft bekommen, dass einige von ihnen nicht von der Landwirtschaft allein leben können.

Er sieht den Grund dafür in dem fehlenden ökonomischen Wissen. In der Zeit vor 2003 – unter Saddam Hussein – wären sie ihre Produkte immer losgeworden, die Produktionsmittel hat die Regierung gestellt. Mittlerweile müssen sie sich selbst auf Angebot und Nachfrage einstellen und ihre Anbaumethoden danach ausrichten. Und genau das sei das Problem, ihnen fehle das Wissen über Angebot und Nachfrage. Dieses Jahr hätten zum Beispiel die meisten Bäuer*innen keine Gurken angebaut. Jetzt sei der Preis für Gurken in der gesamten Region Kurdistan recht hoch. Mit Tomaten laufe es derzeit recht gut, weil es mittlerweile Fabriken gibt, in denen Tomatenmark hergestellt werde. Aus Gurken könne man auch Essiggurken machen. *„Landwirte brauchen einfach Informationen: Du kannst deine Gurken nicht verkaufen? Dann tue sie ins Gefrierfach, du kannst sie später verkaufen. Da fehlt es an Kommunikation zwischen Wissenschaft und Bauern.“*

Aber wie kommt das Wissen zu ihnen?

Die meisten von ihnen wirtschaften für sich allein bzw. für ihre Familie, die Anbindung an einen privaten Sektor oder ein Unternehmen gibt es so nicht. Das könnte sich womöglich demnächst ändern:

Die USAID (United States Agency for International Development), also die Behörde der Vereinigten Staaten für Entwicklungszusammenarbeit, hat ein millionenschweres Investitionsprogramm für den Landwirtschaft-Sektor angekündigt. Geplant ist ein Agrobusiness-Inkubator, also eine Art „Brutkasten“ für neue Ideen in der Landwirtschaft. Damit sollen sowohl Unternehmen als auch Start-ups mit Sachleistungen und technischer Hilfe unterstützt werden. Außerdem solle der Konsum lokaler Produkte beworben werden. An dieser Stelle lässt sich Kareem Ali dann doch zu einer Meinung hinreißen, wenn auch zu einer gemäßigten. Er sei zwar kein Wissenschaftler, aber er findet, dass sich die

Landwirtschaft eher zum schlechteren entwickelt, wenn - wie in dem geplanten Programm vermutlich vorgesehen – die Kontrolle über die finanziellen Mittel allein bei den Investor*innen liegt. Kareem Ali erhofft sich nur dann eine Verbesserung der Situation der Bauern und Bäuerinnen wenn das Investitionsprogramm eine Kooperation mit dem Landwirtschaftsministerium vorsieht.

Dort wiederum, wisse man nichts genaues über das Programm und habe auch nur über die Pressemitteilung der USAID davon erfahren.

8. Landwirtschaftsministerium: Hussein Kareem

Die Gänge in dem Gebäude des Landwirtschaftsministeriums sehen alle gleich aus, das richtige Büro hätte ich ohne Hama sicherlich nicht gefunden. Dort heißt es erst einmal warten und Wasser trinken.

Nach einer halben Stunde hoffe ich, dass der Termin noch stattfindet und genau in dem Moment kommt der Sprecher des Landwirtschaftsministeriums Hussein Kareem in das Vorzimmer und begrüßt uns. Gerade erst habe er ein Interview für einen französischen Sender gegeben.

Das Fachgebiet seines Ministeriums macht rein wirtschaftlich nur einen sehr sehr kleinen Anteil am BIP der Region Kurdistan aus. Jedoch erhofft er sich genau deshalb eine gewisse Entwicklung in dem Bereich, Privatisierung heißt für ihn Fortschritt.

Das angekündigte Investitionsprogramm der USAID kenne er zwar nicht genau, aber das Landwirtschaftsministerium möchte die verarbeitende Industrie stärken und so die Agrarindustrie und Landwirte unterstützen. Zum Teil geschehe das jetzt schon:

„Es gibt Unternehmen, die Tomatensauce und Tomatenmark produzieren, eine Fabrik ist in Halabja, die andere in Harir. Es gibt jetzt auch Firmen die den Überschuss an Kartoffeln nutzen und daraus Pommes produzieren, es gibt Verträge mit diesen Unternehmen, dass sie dafür lokale Produkte nutzen müssen, wenn sie Tomatenmark oder Pommes herstellen. Dafür setzt sich das Landwirtschaftsministerium ein“, erklärt er.

Wenn diese Unternehmen dazu verpflichtet werden, lokale Produkte zu nutzen, wäre das zumindest eine Möglichkeit für die Landwirt*innen, ihre Erträge loszuwerden. Dass Bäuer*innen ihre Produkte aufgrund von billigeren Importen nicht verkaufen können, das könne er sich nicht erklären. Zusätzliche Einfuhrzölle oder Steuern für Produkte aus dem

Süden des Iraks, wie es der*die ein oder andere Bäuer*in vorschlägt, wird es nicht geben, er winkt sofort ab:

„Aus politischen Gründen gab es früher Probleme, sodass der Irak es verhindert hat, dass Produkte aus der Region Kurdistan in den Irak eingeführt werden. Aber wir trennen das nicht: Produkte aus der Region Kurdistan und dem Irak sind aus ein und demselben Land, deshalb besteuern wir das auch nicht, aber es treffen sich regelmäßig Vertreterinnen und Vertreter aus der Region Kurdistan und dem Irak, um dafür zu sorgen, dass es einfacher wird, die Produkte in unterschiedliche Landesteile zu importieren. Das ist für uns auch wichtig, denn für die Landwirtschaft sind die klimatischen Unterschiede von Vorteil: In der Region Kurdistan ist das Klima kälter und im Süden des Iraks ist es wärmer.“

Die Region Kurdistan sei sehr gut geeignet für die Landwirtschaft, nur hat die politische Situation unter Saddam Hussein dazu geführt, dass dieser Bereich verkümmerte. Landwirtschaft findet in erster Linie auf den Dörfern statt.

„In den 80er-Jahren haben sie die ganzen Dörfer zerstört. Viele Landwirte mussten zwangsweise an anderen Orten in Camps leben. Es wurden Menschen aus dem Norden in den Süden vertrieben.“

In den 80er-Jahren hat Saddam Hussein ganze Dörfer zerstört, Minderheiten, vor allem Kurd*innen vertrieben und ermordet. All das war Teil der „Anfal-Operation“ des Diktators und hatte auch Auswirkungen auf die Landwirtschaft. Wo es keine Felder und Bäuer*innen mehr gibt, kann auch nichts mehr angebaut werden. Dass die politische Situation auch einen Einfluss auf die Landwirtschaft und somit auf die Lebensgrundlage der Bäuer*innen hat, ist etwas, das nicht nur historisch, sondern auch ziemlich aktuell ist.

9. Sicherheitspolitik

Najat Mohammad Ahmad erzählte von seinen Schwierigkeiten, Landwirtschaft zu betreiben und benannte dabei etwas, das ich so - zumindest in meiner Bewerbung 2019 - nicht in Erwägung gezogen habe: Sicherheit. Dass der Irak ein Land ist, indem eine volatile Sicherheitslage herrscht, das wusste ich natürlich, aber die Auswirkungen auf die Landwirtschaft liegen nicht sofort auf der Hand.

Seit 2017 gilt der IS als besiegt, militärisch mag das weitestgehend auch stimmen, aber es

gibt nach wie vor Schläferzellen, einzelne Gruppierungen, die nicht nur die irakische Armee angreifen, sondern die Zivilist*innen dort angreifen, wo sie sie am stärksten treffen: Ihrer Lebensgrundlage. Najat Mohammad Ahmad berichtet von Familien im Süden des Irak, in Basra, deren Felder von IS-Kämpfern zerstört werden, sodass man dort nichts mehr anbauen kann. Auf dem Rückweg nach dem Interview erzählt mir Hama, dass er auch von Bäuer*innen in der Region um Maxmûr weiß, deren Felder aus demselben Grund nicht mehr für die Landwirtschaft zu gebrauchen sind.

Der Kampf gegen den IS wird im Irak weitergeführt. Kurz bevor ich meine Reise angetreten bin, wurden IS-Mitglieder festgenommen, die einen Anschlag auf den Basar in Erbil, im Stadtzentrum bei der Zitadelle, geplant haben. Solche Meldungen, wie auch die der Festnahme von einem hochrangigem IS-Mitglied, in dem Fall Sami Jasim, ein Stellvertreter des Gründers der Organisation Abu Bakr al-Baghdadi, von irakischen Sicherheitskräften festgenommen wurde, häufen sich. Immer wieder werden im Irak auch IS-Schläferzellen aufgespürt. Insofern ist auch die Sicherheitslage ein allgegenwärtiges Thema.

Schon 2014, also zu Zeiten, als der IS noch weite Teile des Iraks unter seiner Kontrolle hatte, riet mir eine Freundin, die regelmäßig durch die Organisation, in der sie arbeitete, Sicherheitsupdates bekam, Orte an denen viele Menschen sind, zu meiden: Moscheen, Malls, den Basar. Gerade an solchen Orten werden Anschläge geplant, wie die Festnahme der vier IS-Mitglieder im September 2021 auch gezeigt hat.

Auf dem Basar selbst, spürt man davon aber rein gar nichts, es schien eher so, als würden diese Nachrichten dort nicht ankommen oder einfach keine Rolle spielen. Als ich mit Hama auf dem Basar bin, um zu erfahren, wie Verkäufer*innen die Lage bewerten, scheitere ich schon einmal daran, dass niemand mit mir sprechen möchte. Nach der vierten Person, die sagt, dass sie nicht über politische Themen spricht, sagt Hama: „Ich glaube, du wirst hier niemanden finden, der mit dir darüber sprechen möchte.“

Aber da es qua Berufsbeschreibung quasi dazugehört, hartnäckig zu sein und im Zweifel anderen Menschen auf die Nerven zu gehen, probieren wir es weiter und Abdul Jabr, der in seinem Geschäft Haushaltswaren, vor allem Geschirr verkauft, sagt dann doch etwas, natürlich nachdem er uns auf einen Tee einlädt und jedem von uns ein Wasser in die Hand drückt:

„Im Vergleich zu anderen Städten im Irak ist Erbil die sicherste Stadt, ich lebe seit meiner

Kindheit hier und arbeite hier, selbst in der Nacht schließen wir nicht einmal unsere Geschäfte ab, es gibt hier im Basar ja auch keine Türen, über 5.000 Geschäfte machen das so. Die Asayish, der kurdische Sicherheitsdienst, beschützt uns. Selbst 2014, als der IS kurz vor Erbil stand, sind die Leute hiergeblieben und nicht weggerannt, wir haben keine Angst.“

Auf der anderen Seite: Mit permanenter Angst lebt es sich auch schlecht. Und die allermeisten Menschen sind vielleicht auch allein historisch bedingt an volatile Sicherheitslagen gewohnt. Für andere mag Erbil auch einfach im Vergleich zum südlichen Teil des Landes die bessere Option sein.

Isra Abu Jabar, Jura-Studentin aus Bagdad, die mittlerweile in Erbil lebt, ist vermutlich der beste Beweis dafür. Zusammen mit ihrer Freundin Mina Mansour probiert sie in einem Parfüm-Geschäft auf dem Basar unterschiedliche Düfte aus, als ich sie dabei unterbreche. Beide sind zum Studium nach Erbil gekommen und studieren an der privaten Cihan Universität Erbil Jura. Isra fühle sich sehr sicher, hier gäbe es keine Gefahr und ihre Freundin Mina Mansour ergänzt, dass es hier tausend mal sicherer sei als in Bagdad.

Nichtsdestotrotz ist das Sicherheits-Thema noch von einem anderen Ereignis überschattet.

Ein paar Monate vor meiner Abreise hat sich die Katastrophe in Afghanistan ereignet, nach dem Abzug der US-Amerikaner*innen passierte das, was Expert*innen lange befürchteten und wovor die Ortskräfte der Bundeswehr bereits gewarnt haben: Die Taliban haben die Macht im Land übernommen und all die Errungenschaften der vergangenen zwanzig Jahre quasi über Nacht zunichte gemacht. Dementsprechend kam die Frage auf, ob der Irak das gleiche Schicksal erleiden würde, denn bis Ende 2020 sollen laut US-Präsident Joe Biden die 2.500 Soldat*innen nicht mehr in Kampfhandlungen involviert sein, sondern nur noch eine „beratende Funktion“ einnehmen und die irakischen Sicherheitskräfte weiter ausbilden. Einen kompletten Abzug wie in Afghanistan hat Joe Biden zwar ausgeschlossen, aber eine Garantie dafür gibt es natürlich nicht.

Um die Sicherheitslage einordnen zu können, treffe ich mich mit dem Politikwissenschaftler Mera Jasm Bakr, der sich auf Sicherheitsfragen im Irak spezialisiert hat und unter anderem für die Konrad-Adenauer-Stiftung arbeitet. Wir treffen uns in einem Coffeeshop in der Innenstadt. Wie an fast allen Orten der Stadt ist auch hier die Klimaanlage recht hoch eingestellt, das Angebot auf das westliche bzw. Expat-Publikum

ausgerichtet. Er erklärt mir zunächst den kompletten Sicherheitsapparat in der Region Kurdistan, was nochmal das bestätigt, was mir der Taxifahrer sagte: Dass es zwei Regierungen in der Region Kurdistan gibt, die PUK und PDK. Denn beide haben ihre eigenen Sicherheitsapparate, führen also Doppelstrukturen.

Wir kommen dann aber zu dem eigentlichen Thema, inwiefern der IS ein Sicherheitsrisiko im Irak darstellt.

Der Sicherheitsexperte Mera Jasm Bakr glaubt zunächst nicht daran, dass sich die USA komplett oder langsam aus dem Irak zurückziehen wird, ein zweites Afghanistan, das sehe er nicht.

Die USA habe aus vergangenen Fehlern gelernt, die Ankündigung von Biden, das sei kein Rückzug, denn: *„die USA wissen, dass das sehr folgenreich wäre, 2010 haben sie das gemacht und das hat zu einer gewaltigen Unterdrückung der Sunnit*innen geführt. Und es wird angenommen, dass das zu der Entstehung von ISIS in den sunnitischen Gebieten geführt hat.“*

Trotzdem: Die Gefahr, die vom IS ausgeht, die ist noch immer nicht gebannt, sagt er. Eine reale Bedrohung sei sie aus militärischer Sicht nicht, aber es gäbe ländliche Gebiete wie zum Beispiel Daquq, das liegt südlich von Kirkuk, wo es regelmäßig Angriffe gäbe. Seiner Meinung nach scheine sich die Gruppe neu zu organisieren und was ihnen dabei geholfen habe, sei die Pandemie. Während die irakischen Sicherheitskräfte, also die in den ländlichen Gebieten, zu sehr damit beschäftigt gewesen seien, die Quarantäne-Regeln umzusetzen, hätte der IS davon profitiert und die Möglichkeit genutzt, Angriffe durchzuführen.

Außerdem berichtet der Sicherheitsexperte davon, wie sich die Terrororganisation derzeit finanziert: Neben den Angriffen operiert sie nach wie vor mit Geiselnahmen, pro Geisel werden bis zu 100.000 US Dollar erpresst. Die geographische Lage macht es den IS-Mitgliedern vor allem in entlegenen, eher ländlichen Gebieten einfach, aktiv zu sein:

„Wenn du dir zum Beispiel den Süden von Kirkuk anschaust, das ist praktisch eine Wüste. Und die irakische Regierung kann nicht Hunderte von Truppen in dieser Gegend stationieren, deshalb ist das für den IS ein Knotenpunkt.“

Gerade in diesen Regionen kann der IS im Verborgenen seine Lager aufschlagen und sich verstecken. Während meines gesamten Aufenthaltes wird fast täglich über Angriffe berichtet oder darüber, dass die Sicherheitskräfte wieder eine Schläferzelle attackiert

haben.

Das macht die Frage, wie lange das deutsche Mandat im Irak noch laufen soll, aber auch die Frage, inwiefern der Irak und die Region Kurdistan auf die Unterstützung der US-Amerikaner*innen angewiesen sind, akuter.

Darüber spreche ich noch mit dem Brigadegeneral Othman Muhammad Mustafa, den Termin bei ihm bekomme ich über Hamas Kontakte, gefühlt kennt er die ganze Stadt oder kennt jemanden, der jemanden kennt. Hama lässt sich die Instruktionen am Telefon durchgeben, wir irren ein wenig umher, bis wir vor einem ockerfarbenen Gebäude stehen. Das Büro sieht von außen nicht aus, wie eine staatliche Institution, sondern eher wie ein Wohnhaus und ist auch recht versteckt.

Othman Muhammad Mustafa wirft im Gespräch sofort einen Aspekt auf, den ich vor allem aus Deutscher Sicht spannend finde, da er aus meiner Sicht bisher nicht ausreichend Aufmerksamkeit bekommt. Zumal es auch in Deutschland einige verurteilte IS-Rückkehrer*innen gibt und einige deutsche Staatsbürger aufgrund ihrer Mitgliedschaft bei der Terrororganisation IS in irakischen und kurdischen Gefängnissen inhaftiert sind. Dort haben im Januar 2022 Schläferzellen eines dieser Gefängnisse angegriffen und versucht die Insassen zu befreien. Nach tagelangen Gefechten zwischen der SDF, den syrischen Demokratischen Kräften mit Unterstützung der USA und dem IS konnte der Kampf zwar vorerst beendet werden, es konnten aber 200 Insassen fliehen. Vor dem Hintergrund ist das was Brigadegeneral Othman Muhammad Mustafa sagt, nochmal ganz anders zu bewerten.

Der Faktor, der in bestimmten Regionen dazu führt, dass der IS sich im Untergrund organisieren kann sei ihm zufolge die Sympathie, die einige Menschen in den sunnitischen Gebieten immer noch für den IS hegen:

„Auf gesellschaftlicher Ebene die Ideologie des IS zu besiegen ist das Schwierigste. Es gibt viele Faktoren, einmal die religiösen Oberhäupter, die Imame. Aber natürlich müssen wir auch etwas für die Zufriedenheit der Menschen tun, denn in den Gebieten, in denen der IS sehr stark vertreten ist, gibt es häufig keine Schule, keine staatlichen Dienstleistungen.“

Dass sich die Infrastruktur in den ländlichen Regionen zum besseren ändert, damit es gar

nicht erst eine Motivation gibt, sich der Terrororganisation anzuschließen, daran arbeitet die Regierung, bekräftigt Muhammed Mustafa.

Auch hier spielt wieder der Faktor eine Rolle, den man auch in der Landwirtschaft nicht außer acht lassen darf: Die Wirtschaft bzw. die sozioökonomische Lage der Menschen – auch wenn das selbstverständlich keine Entschuldigung ist, sich dem IS anzuschließen, aber es ist eine der Erklärungen, weshalb sie es womöglich tun.

Der Brigadegeneral meint, dass er keine exakte Zahl nennen könne, wieviele IS-Kämpfer*innen sich im Untergrund befinden, aber die Sicherheitsbehörden gingen davon aus, dass es sich um ca. 2.000 radikalisierte IS-Mitglieder handele, die auch viele Unterstützer*innen haben. Er glaube nicht, dass sie angreifen würden, sondern dass sie im Moment ihre Stützpunkte aufbauen.

Und genau an dieser Stelle betont er, wie wichtig die Zusammenarbeit mit den USA ist. Er glaube nach wie vor, dass die Stabilität des Iraks von den Verbündeten abhängt, vor allem in Bezug auf die Logistik und Luftwaffe. Wenn die Gefahr des IS hier wieder explodiere, dann seien sie auf die Koalitionsstreitkräfte angewiesen.

Gerade aus der heutigen Perspektive betrachtet, habe ich den Eindruck, dass der Irak, aber auch Syrien, dahingehend ein unterschätztes Pulverfass ist. Es zu ignorieren, sowohl in der Berichterstattung, als auch in der politischen Analyse ist sicherlich etwas, das nicht nur Deutschland auf die Füße fallen könnte.

10. Tara Abdullah: Kunst um der Umwelt willen

Nach Erbil ist meine nächste Station Sulaymaniyah. Die Stadt liegt im östlichen Teil der Region Kurdistan, unweit von der irakischen/iranischen Grenze. Man sagt ihr nach, dass sie kulturell mehr zu bieten habe als Erbil, weil sie mehr Dichter*innen, Künstler*innen und Intellektuelle hervorgebracht hat. Sherko Bekas ist wohl einer der bekanntesten Dichter, der aus Sulaymaniyah stammt. Die Stadt ist in jedem Fall kleiner und unterscheidet sich schon geographisch sehr stark von Erbil: Egal wo man sich in der Stadt befindet, man sieht von überall immer die Berge, die die Stadt umringen.

Anders als in Erbil gibt es weniger NGOs oder internationale Unternehmen, dementsprechend auch weniger Ausländer*innen in der Stadt und wieder ein etwas anderes Soranî, als ich es aus Erbil gewohnt war.

Nabil Musa ist seit vielen Jahren Umweltaktivist und hat für unterschiedliche NGOs gearbeitet. Das was die Bäuer*innen als Herausforderungen formuliert haben, die Klimakrise, die ausbleibenden Regenfälle, das nicht vorhandene (Grund-)Wasser, thematisiert er seit vielen Jahren im Rahmen unterschiedlicher Aktionen.

Angekommen am Stadtrand von Sulaymaniyah rufe ich mir ein Taxi und fahre zum Kulturzentrum Karge, einer ehemaligen Tabakfabrik, die mittlerweile zu einem Kulturzentrum umfunktioniert wurde. Dort begrüßt mich Nabil Musa und zeigt mir eine Ausstellung.

Das unterste Geschoss ist zur Hälfte ein Impfzentrum (temporär) und die andere Hälfte wird für die Ausstellung „Reconnecting with our life-blood“ genutzt. Die Ausstellung ist das Ergebnis einer zweimonatigen Reise entlang des Tigris von Umweltaktivist*innen der NGOs Waterkeepers Iraq und Humat Dijlah, während der sie Interviews mit Bewohner*innen und Bäuer*innen geführt haben, die von dem immer stärker austrocknenden Fluss abhängig sind.

Abgesehen von Fotos, Gedichten und Zeichnungen sind auch Skulpturen Teil der Ausstellung, Nabil empfiehlt mir mit der Künstlerin zu sprechen, die diese Skulpturen geschaffen hat: Tara Abdullah.

Gesagt, getan, ein paar Tage später treffe ich sie im fünften Stock der Karge, wo sie ihr Studio hat. Wir laufen auf den Materialresten ihrer letzten Arbeit, auf dem Boden liegt Bambus, also genau der Bambus, der auch am Rande des Tigris wächst. Auch wenn ihre aktuellste Arbeit ein eher umweltpolitisches Thema berührt, ist sie auch für ihre feministische Kunst bekannt. Stilistisch möchte sie sich jedoch nicht festlegen:

Ich arbeite einfach künstlerisch, ich möchte mich nicht auf eine Sache spezialisieren. Hier in meinem Studio siehst du abstrakte, surrealistische, hyperrealistische Kunst, jede erdenkliche Richtung. Ich möchte mich nicht auf eine ganz bestimmte Form beschränken lassen. Ich lebe in einer Welt voller Kunst und deshalb mache ich auch Kunst in jeder erdenklichen Art und Weise.

Die Bilder in ihrem Studio unterscheiden sich stilistisch tatsächlich sehr voneinander. Klassische Porträts mit Öl gemalt und in Farbe bis hin zu hyperrealistischen schwarz-weiß Zeichnungen von dem Hauptdarsteller von Breaking Bad, Bryan Cranston. Sich nicht festlegen zu wollen, sei entgegen dem, was ihr in ihrer Ausbildung, dem Studium der Bildenden Künste an der Universität Sulaymaniyah nahe gelegt wurde zu tun.

Gerade an den Universitäten, generell in der akademischen Welt möchten sie unbedingt, dass du dich auf eine Sache konzentrierst, wenn du zum Beispiel malst, dann sollst du dich nur dem widmen, damit man dann ein Bild sieht und man sofort weiß: Das habe ich gemacht. Aber ich lehne das ab, die Sache mit dem Ego, „sich einen Namen machen“. Ich mache Kunst um der Kunst willen.

Mittlerweile kennt man ihren Namen trotzdem, nicht nur national, sondern auch international. Aber nicht, weil ihre Bilder oder Skulpturen bekannt wurden, sondern ihre Aktionskunst Schlagzeilen machte. Ihr bekanntestes Werk ist im vergangenen Jahr, zu Hochzeiten der Pandemie zustande gekommen. Drei Monate lang hat sie Überlebende sexualisierter Gewalt interviewt, jede Frau hat ihr ein Kleidungsstück gespendet, Tara Abdullah hat die Kleidungsstücke zusammengenäht und entlang der Salim-Straße, einer großen Hauptstraße in der Innenstadt von Sulaymaniyah an Strommasten entlang aufgehängt. Am Ende war das Werk fünf Kilometer lang.

Tara Abdullah zeigt mir ein Video, dass ihre Freund*innen ihr geschickt haben. Zu sehen ist ein junger Mann, der auf einem Motorrad sitzt und lachend davonfährt. Im Hintergrund sieht man brennende Kleidungsstücke.

Mit der Reaktion hätten sie ihr gezeigt, dass sie Recht habe. Sie hätten die Klamotten nicht einfach hängen lassen können, sie mussten sie unbedingt niederbrennen und hätten damit genau das bewiesen, was sie sich schon gedacht hätte. Das Ergebnis sei trotzdem schockierend.

Ihr fünf Kilometer langes Werk wurde niedergebrannt, es hat nicht einmal einen Tag lang gedauert. Die Symbolik und die Motivation hinter dem Kunstwerk hat sie in einer Pressekonferenz am Tag der Enthüllung erklärt, aber offenbar konnten einige die Botschaft, dass sie auf sexualisierte Gewalt aufmerksam machen möchte, nicht akzeptieren. Der Fall sorgte für Furore, ihre Eltern machten sich Sorgen, selbst Politiker*innen meldeten sich in der Debatte zu Wort, erzählt Tara Abdullah. Alle Augen waren plötzlich auf sie gerichtet, die eigentlich eher den Fokus auf ihrer Kunst sehen möchte.

Auch wenn das viel Druck ist, dieser Druck spornt mich glücklicherweise auch an, mehr zu tun. Er beweist, dass was ich sage, wofür ich kämpfe, dass es richtig ist, dass ich das richtige tue. Ich arbeite gerade an einem neuen Projekt, das wird die Menschen vermutlich auch schockieren, das wird in der ganzen Region Kurdistan stattfinden, nicht

nur in einer Stadt oder einer bestimmten Straße. Ich habe auch schon das Budget dafür.

Als ich sie frage, worum es in der nächsten Arbeit gehen soll, lacht sie und erklärt, wenn sie das jetzt sagen würde, dann würden sie mich umbringen.

11. Exkurs

Ich wage zu behaupten, dass Journalist*innen, egal wo sie sind, permanent Geschichten sehen, weil sie ständig ihre Umgebung beobachten und analysieren. Nochmal mehr im Ausland, zumal dort alles irgendwie unbekannt und spannend erscheint, vor allem dann, wenn es sich um ein Land wie dem Irak handelt, über das ohnehin kaum berichtet wird und wenn dann meist in einem negativen Kontext. Ich bin da mit Sicherheit keine Ausnahme und so habe ich an meinem ersten Tag gleich eines der vielen Themen gefunden, das ich nicht umsetzen konnte.

Wer zu Fuß in Erbil läuft, muss eigentlich immer damit rechnen, dass Taxis auf der Straße hupen, das Auto ist das Haupttransportmittel, es gibt auch Busse, aber zumindest in Erbil decken sie nicht die gesamte Stadt ab. Ich habe vor allem in den ersten Tagen versucht, mich halbwegs zu orientieren und bin viel zu Fuß in Ankawa gelaufen, um zum Beispiel Geld zu wechseln. Dabei sind mir einige schwarze Menschen begegnet, die als Hausangestellte gearbeitet haben. Auch als ich 2014 dort war, ist mir aufgefallen, dass es viele Nannys und Hausangestellte gab, sie kamen aber meist aus Bangladesch oder Nepal. Dass es sich bei den schwarzen Menschen um eine größere Gruppe handeln könnte, ist mir aufgefallen, als ich bei Western Union ankam, um mein Geld zu wechseln, denn dort warteten einige Menschen, um Geld nach Hause – in dem Fall nach Ghana – zu schicken. Auf einem Schild standen, ich nehme an, der Reihe der Häufigkeit nach, die jeweiligen Gebühren für die Länder, in die am häufigsten Geld geschickt wurde. Ganz oben stand Ghana, dicht gefolgt von Indonesien und Nepal.

Wenn ich die Zeit gehabt hätte, dann hätte ich gern zum Thema Arbeitsmigration recherchiert, welchen Teil das vom gesamten BIP ausmacht, unter welchen Bedingungen Migrant*innen dort leben und vor allem ob damit auch ein Machtgefälle einhergeht, beziehungsweise das bereits bestehende fortgeschrieben wird.

Man muss aber geographisch gar nicht so weit blicken, im Gespräch mit Hama erzählte er

mir von seinem ehemaligen Mitbewohner, einen Kurden aus der Türkei, der eigentlich Autor ist, unter anderem ein in der Türkei sehr bekanntes Buch über Veganismus geschrieben hat, vor der politischen Verfolgung geflohen ist und sich jetzt mit Baustellenjobs versucht über Wasser zu halten. Oder der Bauarbeiter, der mich und Lanah Deutsch sprechen hört und auf Deutsch erzählt, dass er Kurde aus Syrien ist und eine zeitlang in Deutschland gelebt hat. Er musste aber zurück, weil seine Mutter krank wurde und als er dann wieder einreisen wollte, war sein Aufenthaltstitel abgelaufen. Damit will ich nicht sagen, dass alle Migrations- und Fluchtgeschichten in der Region Kurdistan so ablaufen, viele bauen sich dort auch ein Leben auf, schaffen es, sich selbst zu verwirklichen, sich eine Zukunft aufzubauen, aber die Geschichten derjenigen, die es eben nicht schaffen, sind mindestens genauso interessant.

12. Fazit

Als ich mich für dieses Stipendium beworben habe, war mir noch gar nicht klar, in welche Richtung sich das Land wirtschaftlich entwickeln würde. Ich hatte eine Ahnung davon, weil schon 2014 in der Stadtentwicklung eine Tendenz erkennbar war. Auch in der Landwirtschaft gab es damals das Problem der billigen Importe, allerdings nicht in dem Ausmaße, wie es heute der Fall ist. Dass es einigen Landwirt*innen unter der Diktatur Saddam Husseins besser ging als jetzt, hat mich während der Recherche erst überrascht, dann wiederum war es relativ leicht zu erklären, weil ich im Laufe der Interviews gemerkt habe, dass es zum einen damit zusammenhängt, wie die Bäuer*innen finanziell dastehen, aber auch damit, dass es für viele eine Umstellung war, von der Planwirtschaft, die sie unter Saddam Hussein kannten, hin zu einer Privatisierung, bei der sie selbst für ihre Produktion aufkommen müssen und gleichzeitig Angebot und Nachfrage Teil ihres Wirtschaftens sein muss. Selbst wenn sie das in ihre Planung miteinbeziehen, bin ich mir nicht sicher, ob man langfristig gegen die billigeren Importe aus der Türkei und dem Iran ankommt. Die Klimakrise tut ihr übriges. Ob eine voranschreitende Privatisierung im Bereich der Landwirtschaft den gewünschten (Entwicklungs-)Effekt erzielt, wage ich zu bezweifeln. Die Landwirte, die heute gut dastehen, die werden auch wenn ausländische Investitionen mehr werden in dem Sektor, weiterhin hohe Erträge haben. Diejenigen, die jetzt schon kaum davon leben können, werden weiterhin Schwierigkeiten haben von der

Landwirtschaft zu leben. Das alles geschieht vor dem Hintergrund einer Gesellschaft in der ohnehin recht viel Armut und Arbeitslosigkeit herrscht.

Eine der ersten Sachen, die mir vor allem rückblickend auffallen, ist: Im Irak, in der Region Kurdistan gilt eine andere Zeitlichkeit. Die Zeit vergeht langsamer, auch wenn man viel unterwegs ist, viele Interviews führt und jeden Tag so viele neue Eindrücke bekommt, dass man gar nicht weiß, was man als erstes recherchieren und aufschreiben möchte, so habe ich trotzdem das Gefühl, nicht sechs Wochen dort gewesen zu sein, sondern eher drei Monate.

Kurz vor meiner Reise habe ich befürchtet, dass ich zu unvorbereitet bin, dass ich etwas total wichtiges vergessen oder übersehen habe, aber Lanah Haddad gab mir den Rat, meine „deutsche Seite“ in Deutschland zu lassen. Ich habe während der sechs Wochen vor allem gelernt, wie Deutsch ich bin und (das war mir schon vorher bewusst) wie ungeduldig ich vor allem mit mir selbst bin. Nach kurzer Zeit habe ich mich aber eingelebt und konnte viel besser damit umgehen, mich den Gegebenheiten anzupassen, spontan zu sein, meine Ungeduld etwas runterzuschrauben und einfach Vertrauen darin zu haben, dass alles klappt.

Das ist nur eine der Erkenntnisse, die ich mit nach Deutschland nehme. Neben der, dass die meisten Geschichten vor allem abseits der durch die Recherche eingeschlagenen Pfade stattfinden. Durch die Gespräch mit dem Aktivisten Yazan Adnan zum Beispiel ist mir erst bewusst geworden, was für eine Bedeutung die Tishreen-Proteste für den gesamten Irak und welche Auswirkungen sie gehabt haben. Mir war gar nicht bewusst, dass so viele Menschen fliehen mussten, um zu überleben und dass die schiitischen Milizen im Süden des Landes weiterhin so präsent sind.

Das Land ist extrem komplex, nicht nur das, was in den letzten 20 Jahren politisch vonstatten gegangen ist, kommt größtenteils nicht in Deutschland an, auch das kulturelle Leben hat mich ziemlich beeindruckt.

Ich denke, es würde nicht nur der Auslandsberichterstattung gut tun, sondern auch den deutschen Horizont erweitern, wenn man aufhören würde, den defizitären Blick auf den Irak zu zementieren, wenn mehr über die Komplexität und Vielfalt des Landes auch in Europa ankommen würde. Dann würde vielleicht auch deutlich werden, dass Entscheidungen, die in Berlin oder Brüssel getroffen werden oder vor vielen Jahren in Washington, Konsequenzen haben. Diese Konsequenzen durfte ich sechs Wochen lang

Autonome Region Kurdistan Irak

Azadê Peşmen

wie unter einem Brennglas aus nächster Nähe beobachten und hoffe, dass das nicht meine letzte Reise in den Irak war.